

Georgia
Bockoven

Fernes
GLÜCK



Weltbild

Ein Boot vor der Küste Nordkaliforniens. Eine Frau in Rot auf einer einsamen Klippe. Plötzlich ein roter Fleck im Weiß der tobenden Brandung. Ein Kampf auf Leben und Tod. Bei einem Angelausflug rettet Adam Kirkpatric eine lebensmüde Frau vor dem Tod in den Wellen. Er ahnt nicht, dass dies der Beginn einer dramatischen Liebesgeschichte zwischen ihm und Miranda Dolan ist. Welches dunkle Geheimnis aus Mirandas Vergangenheit quält sie so, dass sie sich das Leben nehmen wollte?

Eine packende Geschichte von Liebe, Leid und Hoffnung – einfühlsam erzählt von Bestsellerautorin Georgia Bockoven.

Georgia Bockoven

Fernes Glück

Aus dem Amerikanischen von Ingeborg Schober

Weltbild

Die Autorin

Georgia Bockoven war erfolgreich als freie Journalistin und Fotografin tätig, bevor sie mit dem Schreiben von Romanen begann. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Kalifornien.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Far From Home by HarperCollins, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1996 by Georgia Bockoven

Published by Arrangement with John Bockoven

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg

Übersetzung: Ingeborg Schober

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-929-0

Prolog

Wollte sie sich umbringen, oder war es einfach nur pure Dummheit? Adam Kirkpatrick konnte darüber nur spekulieren.

Und weil er nichts anderes zu tun hatte, während sein Boot über die Dünung glitt und er darauf wartete, dass endlich ein Fisch anbiss, beobachtete er die Frau in der hellroten Jacke. Sie bewegte sich schrittweise auf den Rand der Klippe zu. Und wich behände einen Schritt zurück, sobald die nächste herannahende Welle drohte, die steile Felswand zu überspülen und sie von ihrem hohen Aussichtspunkt mit sich zu reißen. Es schien, als wollte sie den Ozean herausfordern und irgendein idiotisches Glücksspiel spielen. Offenbar wusste sie nicht, dass die See nur selten Wetten dieser Art verlor. Wenn sie nicht gerade das Schicksal herausforderte, starrte sie regungslos über den Horizont und hielt sich mit einer Hand die windzerzausten Haare aus dem Gesicht. Er war viel zu weit weg, um sie klar zu sehen, aber seine Augen registrierten die feinen Gesichtszüge und die gertenschlanke Figur.

Offenbar war sie eine Touristin und insofern nicht vertraut mit den Gefahren, die hinter der urwüchsigen Schönheit dieses zerklüfteten Küstenstrichs lauerten. Adam lebte bereits seit einem Jahr in Mendocino und wusste inzwischen, dass Unfälle nur ganz selten durch einen einzigen leichtfertigen Schritt passierten. So etwas geschah aber meistens dann, wenn man sich an einem scheinbar ruhigen Tag, sich in absoluter Sicherheit wiegend, mit dem Rücken zum Wasser bewegte. Genau in diesem Moment schlug der Ozean zu und holte einen. Manche nannten es die siebte Welle, die Megawelle, die im Verborgenen lauerte, bis man sich dem Strand näherte, und dann mit solcher Kraft zuschlug, dass sie das Leben eines Ahnungslosen forderte.

Die Pensionen und Hotels entlang der Küste Nordkaliforniens taten ihr Bestes, um diskret auf die Gefahren hinzuweisen, sei es nun auf der Rückseite der folienverpackten Menüs des Zimmerservice oder auf einem Hinweisblatt, das irgendwo in einer Schublade der obligatorischen Zimmerkommode verstaut war. Die Gäste wohlwollend zu warnen oder sie in heillose Ängste zu stürzen – es war eine stete Gratwanderung.

Die Frau in Rot drehte sich um, offenbar hatte etwas hinter ihr ihre Aufmerksamkeit erregt. Sekunden später ging sie mit langsamen Schritten parallel zum Meer entlang, hielt inne und kehrte dann zu ihrer Ausgangsposition zurück. Dabei erinnerte sie Adam an die Katze seines Nachbarn, die das Dach abschrift und offenbar genau den Kraftaufwand berechnete, der nötig war, um auf die Vorderveranda zu springen.

Adams Nackenhaare richteten sich auf. Sein zynisches Gedankenspielchen, ob sie tatsächlich ihren Selbstmord plante oder einfach nur dumm war, war bislang nur durch die Art ihrer Bewegungen ausgelöst worden, die nicht unbedingt etwas über ihre wahren Absichten verrieten. Es gab schließlich zig andere, viel einfachere Möglichkeiten, aus dem Leben zu scheiden. Gott im Himmel, ohne große Anstrengung fiel ihm fast ein Dutzend ein. Denn wer würde, wenn er bei gesundem Menschenverstand war ...? Ein Schauer fuhr ihm über den Rücken. Wenn sie bei Verstand war, würde sie dann am Rand der Klippe balancieren und Katz und Maus mit Wellen spielen, deren Kraft jeden Zug aus den Gleisen

hebeln konnte?

In seinen Gedanken war die Frau schon so gut wie tot und begraben, als sie sich umdrehte und in Richtung Highway lief. Nur ganz selten verlor er sich in Gedankenspielen, aber wenn, dann schickten sie ihn auf einen Höllentrip. Er griff in seiner Jackentasche nach dem Apfel, den er morgens eingesteckt hatte. Kurz darauf neigte sich seine Angelrute mit einem harten Ruck zur Seite.

Der Heilbutt, den er aus dem Wasser zog, lag etliche Zentimeter unter der vorgeschriebenen Fanggröße. Also nahm er ihn vom Haken, beförderte ihn ins Wasser zurück und warf abermals die Angel aus. Als das Gewicht den Grund erreichte, holte er etliche Zentimeter der Angelleine ein, lehnte sich zurück und wartete auf den nächsten Fang.

Weiter draußen auf dem Meer tuckerte ein Fischerboot am Horizont entlang Richtung Norden und malte eine einsame Wolke weißen Rauches in den blassblauen Himmel. Keine dreißig Meter entfernt glitt eine Möwenschar übers Wasser, die sich gemütlich dem morgendlichen Schwatz hingab und nach einem späten Frühstück tauchte. Weit und breit war kein Nebel in Sicht, für den Juli sehr ungewöhnlich. Es war einer jener Morgen, die man in der Kaffeewerbung zu sehen bekam, obwohl sie jeden Schluck Koffein überflüssig machten.

Eine riesige Welle erfasste sein Boot und hob es hoch. Aus dieser neuen Perspektive konnte Adam über die Gischt der Wellen bis zum Grund der Klippen sehen. Das Boot hatte seine Rutschpartie ins Wellental angetreten, als sein Blick auf etwas am Fuß der Felsen fiel – ein roter Tupfer inmitten des weißen Schaumes. Während er versuchte, eine Erklärung zu finden, spielten seine Gedanken verrückt, und er spürte, wie sich ihm langsam und qualvoll der Magen umdrehte.

»Verdammter Mist«, murmelte er.

Offenbar war sie zurückgekommen, ohne dass er es bemerkt hatte. Adam griff nach dem Messer und zerschnitt die Angelleine.

Selbstverständlich musste er ihr helfen. Aber falls sie jetzt noch lebte, würde sie vermutlich tot sein, bis er sie erreicht hatte.

Wahrscheinlich würde er ohnehin keine große Hilfe sein. Alles, was er über die Rettung von Menschen aus dem Meer wusste, hatte er lediglich durch Geschichten aufgeschnappt, die man sich bei einem Drink in den Bars von Fort Bragg erzählte. Zudem waren seine Möglichkeiten begrenzt. Er konnte entweder mit vollem Karacho losfahren, um sie zu erwischen, und dann durchhalten, bis sie den schweren Brechern entkommen waren. Oder er konnte mit dem Boot so nah wie nur möglich vor Anker gehen und dann losschwimmen. Bei voller Fahrt würde er es schneller schaffen, vorausgesetzt, der Motor würde nicht stottern, an Tempo verlieren oder Tang schlucken und absterben. Denn dann gäbe es keine Chance mehr, das Boot zu wenden, und er würde einfach absaufen.

Und für das Schwimmen blieb ihm nur ein einziger Versuch. In diesen Gewässern schmolz das Eis nur sehr langsam. Ohne einen Neoprenanzug konnte er nur hoffen, dass er die Strecke einmal hin und zurück schaffen würde.

Wenn er aber das Boot verlor, dann war es für sie beide vorbei.

Seine Entscheidung war also gefallen.

Adam lichtete den Anker, wandte sich dem Motor zu und zog die Leine mit einem adrenalingeladenen Ruck. Der Motor pustete blaue Rauchkringel in die Luft, fing sich wieder, würgte, als würde er gleich absterben, und fing sich schließlich wieder. Er wartete ab, bis die Maschine ihren üblichen mürrischen Rhythmus wieder fand, dann nahm er die Giants-Basketballmütze vom Kopf und verstaute sie im Werkzeugkasten.

Als er den Teppich aus Tang erreichte, stellte Adam den Motor ab und befestigte die Ankerleine an den wiegenden Halmen, ein Trick, den er von einem Muscheltaucher gelernt hatte. Aus dieser Entfernung konnte er die Frau mühelos orten.

Er zog Tennisschuhe und Jeans aus, um sein Gewicht und die Angriffsfläche zu verringern. Auch die Schwimmweste würde ihm eher hinderlich werden, also atmete er einmal kräftig durch, bevor er ins Wasser sprang. Die Kälte packte ihn mit der Gewalt eines Zweikampfs auf dem Fußballfeld. Es gelang ihm, direkt in eine Welle zu tauchen und sich mittragen zu lassen und dann unter ihr wegzutauchen, bevor sie ihn an die Felsen warf. Als er auftauchte, musste er erst einmal die Orientierung wieder finden – und dann die Frau. Sie war ungefähr dreißig Meter von ihm entfernt.

Ein Drittel eines Fußballfeldes.

Die Auffahrt zu seinem Haus war länger.

Die Klippen waren höher.

Aber wieso kamen ihm die Klippen statt dreißig Meter jetzt drei Meilen hoch vor?

Er versuchte ihr etwas zuzurufen, aber seine Stimme ging im Echo der brausenden Wellen unter, die sich an den Klippen brachen und wieder herabdonnerten. Er schwamm auf sie zu und sah, wie sie einen Arm aus dem Wasser streckte, den Mund zu einem stummen Schrei öffnete und dann unterging. So, als würde sie eine unsichtbare, feindlich gesinnte Hand mit in die Tiefe reißen.

Nur der Gedanke, dass es sinnlos war, hielt Adam davon ab, ihr hinterherzutauchen. Also wartete er erst einmal ab, ob sie erneut auftauchen würde, während er gegen die Wellen ankämpfte und gegen die sprühende Gischt, die sich in seinem Rachen festsetzte und seine Augen vernebelte. Die Zeit wurde sein Feind; er zwang sich dazu, die Sekunden zu zählen ... eintausend und eine ... eintausend und zwei ...

Schließlich sah er sie. Inzwischen befand sie sich hinter ihm, mit geschlossenen Augen, die linke Gesichtshälfte blutüberströmt. Der Sprühnebel wusch die Blutspuren weg, die sich aber sofort erneuerten.

Eine Welle rollte auf Adam zu. Er durchquerte sie, wurde in die Tiefe gezogen und kämpfte mit angsterfüllten Schlägen gegen sein Gewicht an. Sein Kopf diktierte seinen von der Kälte betäubten Armen und Beinen den Rhythmus ... ausholen ... schlagen ... schneller ... härter ... Dabei spornte ihn lediglich die instinktive Gewissheit an, dass sie nie wieder auftauchen würde, falls sie noch einmal in die Tiefe gezogen wurde.

Seine Arme bewegten sich im Wasser wie Treibholz, und seine Beine kamen ihm eher hinderlich als hilfreich vor. Unermüdlich wiederholte er den Takt: ausholen ... schlagen ... schneller ... härter.

Er sah sich um, weil er die zurückgelegte Strecke taxieren wollte. Verdammt noch mal, er war überhaupt nicht vorangekommen. Oder hatte sie sich von ihm wegbewegt?

Mit einer verzweifelten tiefen Ruderbewegung seiner Arme katapultierte er sich zur Hälfte aus dem Wasser hoch und sah sich nach dem Boot um. Es hatte sich weit von ihm entfernt und wirkte erschreckend klein. Auch wenn ihm seine innere Stimme sagte, es sei völlig aussichtslos, kämpfte er weiter gegen das Wasser an. Es war völlig unmöglich, sie noch rechtzeitig zu erreichen. Jeder weitere Versuch war purer Wahnsinn.

Aber er konnte sie doch nicht einfach im Stich lassen. Nicht, dass er darauf brannte, als Held eine Parade anzuführen – er konnte einfach nicht aufhören. Selbst als er in Afrika in den Flüchtlingslagern gearbeitet hatte und die Nahrung zu Ende ging, war er bis zum Eintreffen neuer Lieferungen geblieben, ganz einfach deshalb, weil er felsenfest davon überzeugt war, dass niemand allein sterben sollte.

Wenige Meter von Adam entfernt brach sich eine Welle. Ohne nochmals einen Gedanken zu verschwenden, tauchte er ab und schwamm erneut los – aber nicht in Richtung Boot.

Adam saß nach vorn gebeugt auf dem braunen Ledersofa. Aus dem Nebenzimmer drangen undefinierbare Geräusche. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so müde gefühlt. Statt weiterhin aus dem Fenster zu starren, den Norman-Rockwell-Druck an der Wand zurechtzurücken, den er beim Hereinkommen mit der Schulter gestreift hatte, oder den Sand aus seinen Shorts zu schütteln, ließ er den Blick durch den schmalen Raum schweifen. Seine Beine und Arme waren schwer wie Blei und verweigerten selbst die kleinste Bewegung.

Er beugte sich weiter nach vorne und stützte die Ellenbogen auf seine Knie. Mit ungeduldigen, schwerfälligen Bewegungen versuchte er vergeblich, sich die Müdigkeit aus den Augen zu wischen, und fuhr sich dann durch das noch immer nasse Haar.

Die Tür öffnete sich, und Vern Lansky kam ins Zimmer, aber er lächelte nicht wie sonst. Halbertrunkene Frauen wiederzubeleben gehörte eigentlich nicht zu Verns medizinischer Tätigkeit. Normalerweise behandelte er verstauchte Knöchel oder entfernte Angelhaken. Wortlos schloss er die Tür, lehnte sich dagegen und steckte die Hände in die Taschen seines gestärkten Kittels.

»Wie geht es ihr?«, wollte Adam wissen. Nachdem er sie ins Boot gehievt hatte, hatte er ihr den Puls gefühlt. Er war schwach, aber regelmäßig gewesen – erstaunlich für einen Menschen, der so etwas hinter sich hatte wie sie. Ihre Bewusstlosigkeit hatte er auf die stark blutende Wunde an ihrem Kopf zurückgeführt. Die Schnittwunde befand sich direkt am Haaransatz, und Adam hatte im Laufe der Zeit aufgrund persönlicher Erfahrungen gelernt, dass Kopfwunden besonders stark bluteten.

»Sie hat eine Gehirnerschütterung, aber soweit ich es beurteilen kann, hat sie keine Quetschungen oder Brüche. Ganz genau kann man das natürlich erst sagen, wenn man sie im Krankenhaus gründlich untersucht hat.«

»Du hast einen Krankenwagen gerufen?«

»Er ist schon unterwegs.« Vern durchquerte das Zimmer und legte seine Hand auf Adams Schulter. »Alles in Ordnung mit dir?«

»Ja ... klar. Warum?« – »Ach, nur so ... ich meine, du warst ja immerhin auch da, wo sie

das alles abbekommen hat.«

»Mit einem wesentlichen Unterschied – ich kam nicht auf dieselbe Weise wie sie dorthin.«

Vern massierte mit Daumen und Zeigefinger sein Ohr. Sie kannten sich nun ein Jahr, und inzwischen wusste Adam, dass Vern das immer dann tat, wenn ihn etwas bedrückte. »Was weißt du über die Frau?«

»Nichts«, antwortete Adam. »Ich habe sie heute zum ersten Mal gesehen.«

»Ganz bestimmt nicht. Du erinnerst dich nur nicht an sie, so, wie sie derzeit aussieht. Sie heißt Miranda Dolan. Und sie hat mein Haus oben in Caspar vor ungefähr sechs Monaten gemietet.«

Adam versuchte vergeblich, sie einzuordnen und schüttelte den Kopf. Caspar lag nur etwa zehn Kilometer nördlich von Mendocino und war eher eine Ansammlung von Häusern denn eine Ortschaft. Wenn sie also einkaufen ging oder etwas Zerstreuung suchte, hatte sie das vermutlich meistens in Fort Bragg getan. Insofern war es also nicht überraschend, dass sie sich nicht über den Weg gelaufen waren. »Mir fällt aber ein, dass du mich vor einer Weile gebeten hat, dort für dich ein paar Arbeiten auszuführen. Du wolltest dafür eine Liste machen, hast mich aber nie mehr darauf angesprochen.«

Seine Augen verengten sich, während er nachdachte. »Um was geht es hier eigentlich, Vern? Warum ist es denn so wichtig, ob ich sie kenne oder nicht?«

»Reine Neugierde, sonst gar nichts.« Und als sei ihm plötzlich klar geworden, dass seine ausweichende Antwort fast wie eine Drohung klang, fügte Vern eilig hinzu: »Nicht, was du jetzt denkst. Sie hat keine ansteckende Krankheit oder so was, soweit ich das beurteilen kann.«

»Und was beschäftigt dich dann so?«

»Sie hat diese Narben ... am Arm und an der Schulter, und eine in der Magengegend.« Er warf Adam einen erwartungsvollen Blick zu. »Hast du sie denn nicht bemerkt?«

Die Frage war berechtigt. Da er Angst hatte, sie könnte sich eine Unterkühlung holen, hatte Adam ihr die nassen Kleider ausgezogen, als sie endlich in seinem Lieferwagen saß. Er hatte sie in die Decke gewickelt, die normalerweise über den Sitzen lag, und sämtliche Heizungen aufgedreht. Trotz alledem fühlte sie sich, als er Verns Büro erreichte, immer noch genauso kalt an wie in dem Moment, als er sie aus dem Wasser zog. »Mir ist nur aufgefallen, wie sehr ihr dieser Schlag gegen die Felsen zugesetzt hat ... und wie mager sie ist.«

»Vielleicht täusche ich mich ja, aber ich könnte schwören, diese Narben stammen von Einschusswunden. Man hat auf sie geschossen, Adam, dreimal. Und das vor gar nicht allzu langer Zeit.«

Miranda Dolan parkte ihr Auto in der Main Street gegenüber von Vern Lanskys Büro und überquerte dann die Lansing Road in Richtung Little Lake Road. Als sie damals nach Mendocino kam mit der Absicht, ein neues Leben zu beginnen, hatte sie sich ein Buch über die alte Holzfällerstadt besorgt, um die Stadtgeschichte zu studieren und die Straßenzüge mit den alten viktorianischen Häusern zu erforschen. Doch bislang hatte sie nur flüchtig in dem Buch geblättert, dafür war sie spätnachts durch die Straßen gewandert, wenn alle Läden bereits geschlossen hatten und keiner mehr unterwegs war. Nach sechs Monaten waren ihr alle Straßen und sogar Nebenstraßen ihrer neu gewählten Heimat vertraut, doch die Menschen dort waren für sie nach wie vor Fremde.

Die Stadt thronte auf einem hohen, aber flachen Vorgebirge, das wie ein dicker Daumen in den Ozean hineinragte. Rechter Hand schlängelte sich ein Fluss und lagerte Sand in der Bucht ab, wo früher die ersten Siedler die Schiffe nach San Francisco mit dem Nutzholz der Rotholzbäume beluden.

Hier und da erinnerten noch bestimmte Dinge an die rauen Anfangszeiten der Stadt, ansonsten war es überwiegend eine Künstlerkolonie, die immer noch von den Sechzigerjahren geprägt war und sich auf niedlichen Schnickschnack spezialisiert hatte.

Außerhalb der Saison wagten sich jedes Wochenende hunderte von Touristen auf die tückische, enge zweispurige Straße, die sich um die Klippen und Berge der nordkalifornischen Küste schlängelte, um das zu genießen, was Reiseschriftsteller als einen der schönsten Küstenstriche der Welt bezeichneten. Während der Hochsaison im Sommer machten sich tausende Richtung Norden auf, wobei die weniger Abenteuerlustigen lieber die schnellere Route auf dem weiter landeinwärts gelegenen Highway 101 wählten.

Bewaldete Berge rahmten den zweispurigen Highway nach Mendocino ein. Dort stand das Haus von Adam Kirkpatric. Miranda wischte sich einige weizenblonde Ponysträhnen aus der Stirn, während sie am Straßenrand stand und eine Reihe von Autos passieren ließ.

Der Verkehr auf dem Highway war heute Morgen stärker als sonst. Sobald auf einer Seite frei war, kam von der anderen wieder ein Fahrzeug. Sie überlegte, ob sie zu ihrem Auto zurückgehen sollte, aber nach den zwei Wochen, in denen sie im Krankenhaus eingesperrt gewesen war, tat es gut, sich endlich wieder im Freien zu bewegen.

Stattdessen nutzte sie die unerwartete Pause, um in Gedanken die vorbereitete Rede nochmals durchzugehen. Es war ihr sehr wichtig, dass sie ehrliche Dankbarkeit ausdrückte und absolut ernsthaft klang, was ihr angesichts der Umstände wohl nicht so schwer fallen sollte. Sie war sehr gut geschult, wenn es darum ging, ihre wahren Gefühle zu verbergen. Alle erfolgreichen Anwälte konnten das.

Aber warum hatte sie dann in den letzten beiden Wochen immer wieder darum gerungen, die richtigen Worte für heute zu finden? Vielleicht, weil sie es einfach nicht verstehen konnte, dass jemand sein eigenes Leben bewusst für einen Wildfremden aufs Spiel setzte. Und es war nun einmal ihre Art, alles zu hinterfragen, was sie nicht begriff.

In ihre Bewunderung für diesen Adam Kirkpatric mischte sich auch eine beträchtliche Portion Misstrauen.

Ein Wohnmobil nahm die Steigung der Anhöhe links von Miranda in Angriff und verlangsamte dabei das Tempo, wodurch die Straße frei wurde. Sie rannte über den Highway und hielt auf der anderen Seite mit einem leisen Stöhnen inne, denn ihr Knie, das immer noch steif war, protestierte und drohte einzuknicken. Dem Klinikpersonal nach war ihr Heilungsprozess viel schneller fortgeschritten als erwartet. Es war mehr als erstaunlich, dass sie beim Aufprall auf die Felsen keinerlei Knochenbrüche, sondern lediglich einige Prellungen und eine leichte Gehirnerschütterung davongetragen hatte.

Komisch, wie einfach alles auf einmal wurde, wenn es einen nicht mehr interessierte.

Nachdem sie ihr Knie inspiziert hatte, lief Miranda weiter und hielt sich an die Wegbeschreibung, die Vern ihr gegeben hatte. Adam Kirkpatrics Haus befand sich in der dritten Nebenstraße der Station Lane.

Vern hatte sie darauf hingewiesen, dass das Haus hinter Bäumen verborgen und von der Straße aus folglich kaum zu sehen war. Sie solle nach einem knallgelben Briefkasten Ausschau halten, auf dem Adams Name stand. Irgendwo in der Nähe sollte sich eine überwachsene, nicht asphaltierte Auffahrt befinden.

Kaum bog sie um die Ecke, leuchtete ihr der gelbe Briefkasten entgegen. Das Erdreich sah aus, als sei es erst kürzlich gründlich gesäubert worden, als habe man sie erwartet. Als sie durch die Bäume lugte, erspähte sie eine Ecke des Hauses. Es war ein für diese Gegend ganz normales Durchschnittshaus, mit hölzernen Seitenwänden, einem Kaminschlott für einen frei stehenden Ofen, diversen Buntglasfenstern und der obligatorischen Vorderveranda. Sie bezeichnete diesen Architekturstil mittlerweile als kalifornischen Hippie-Retro.

Vern hatte ihr gesagt, sie würde Adam so früh morgens wahrscheinlich in seiner Werkstatt hinter dem Haus finden. Sie nahm eine Abkürzung durch das Gestrüpp und verding sich mit ihrer Jogginghose in einem Rhododendronbusch. Während sie sich daraus zu befreien versuchte, hörte sie den hohen, surrenden Ton einer elektrischen Säge. Wenigstens war er zu Hause, und sie konnte diese Danksagungstortur endlich hinter sich bringen. Die Hose war unversehrt, wie sie nach einem prüfenden Blick feststellte. Sie zupfte ein Blatt vom Ärmel und ging weiter. Kurz darauf entdeckte sie den dunkelblauen Lieferwagen mit offener Ladefläche und dahinter auch die Werkstatt.

Hier war der Garten nicht nur von allem niedrig wachsenden Gestrüpp gesäubert, sondern auch von dem üblichen Durcheinander aus Kiefernnadeln, abgebrochenen Zweigen und Kiefernzapfen, die den angrenzenden Waldboden übersäten. Riesige Fuchsienpflanzen hingen von Ampeln, die hoch oben am Dachgesims verankert waren. Die Blumen überraschten sie. Sie waren ein unerwartetes Detail, das nicht zu der Beschreibung passte, die Vern ihr von Adam Kirkpatric gegeben hatte. Oder wirkten die Blumen für sie nur deplatziert, weil sie nicht mit ihren eigenen Vorstellungen von einem neunundzwanzigjährigen Handwerker übereinstimmten?

Ihr Blick wanderte zur Werkstatt. Ein Mann erschien in der Tür. Er trug Jeans und Tennisschuhe und war von den Hüften aufwärts nackt. Die Sonnenstrahlen, die sich auf seiner Haut spiegelten, unterstrichen die starke Muskulatur seines Brustkorbes und der

Arme. Seine Haare waren glatt und dunkelbraun bis schwarz, seine Haut von einem mediterranen Bronzeton. Er spazierte in den Garten und schüttelte dabei mehrmals heftig einen roten Gegenstand aus, der sich als T-Shirt entpuppte.

Bisher hatte sie sich mit der Vorstellung schwer getan, wie es einem Mensch gelungen war, sie ohne weitere Hilfe aus der Brandung zu ziehen. Natürlich hatte sie dabei nur einen Durchschnittsmann vor Augen gehabt. Aber Adam Kirkpatric war alles andere als ein Durchschnittsmann.

Er war eines dieser seltenen Prachtexemplare, an deren Prototyp die Gesellschaft alle anderen Männer misst, und damit genetisch genauso abnorm wie eine zierlich gebaute Frau von einsachtzig und einem Gewicht von fünfundfünfzig Kilo. Er bewegte sich mit athletischer Grazie und der Selbstsicherheit eines Menschen, der weiß, dass sein Körper ihm stets und immer gehorchen würde.

Während er durch den Garten ging, hielt Adam das T-Shirt hoch und untersuchte es auf Spuren von Sägemehl. Dann zog er es beruhigt über den Kopf und stopfte den Saum in seine Hose. Er hob die Arme, fuhr sich mit den Händen durch die Haare und entdeckte dabei die Frau, die am Waldrand stand.

»Kann ich etwas für Sie tun?«, rief er ihr zu.

Es machte sie offenbar verlegen, dass er sie entdeckt hatte. Sie antwortete erst nach einigen Sekunden.

»Ich suche Adam Kirkpatric.«

»Sie haben ihn gefunden«, meinte er und lächelte. »Um was geht es?«

»Ich bin Miranda Dolan.«

Er musterte sie etwas genauer, aber sie blieb ihm weiterhin fremd. Ihre trockene Version unterschied sich offenbar ganz entschieden von der nassen. Er ging auf sie zu.

»Ich dachte, Sie müssten noch mindestens eine Woche im Krankenhaus bleiben.«

»Bei mir heilt alles sehr schnell.« Miranda stolperte über einen abgebrochenen Ast und stützte sich vorsichtshalber mit einer Hand an einem Baum ab.

Adam wartete, bis sie den restlichen Weg zu ihm zurückgelegt hatte. Er registrierte ein leichtes Hinken, und als sie näher kam, entdeckte er auch noch Spuren der grün und gelb gefärbten Blutergüsse, die selbst ihr Make-up nicht kaschieren konnten.

»Sie sehen großartig aus.« Jedenfalls ganz und gar nicht, wie er sie in Erinnerung hatte.

»Danke. Ich fühle mich auch so.« Sie streckte ihm eine Hand entgegen.

Diese Formalität wirkte seltsam deplatziert nach allem, was sie gemeinsam durchgemacht hatten. Aber er nahm ihre Hand und umfasste sie mit seinen beiden. »Es tut mir leid, dass ich es nicht geschafft habe, Sie im Krankenhaus zu besuchen. Aber diese Krankenschwester war eine wirklich harte Nuss und meinte, jeglicher Besuch sei grundsätzlich untersagt.«

»Tut mir leid, das war wohl mein eigener Fehler. Am Anfang hatte ich absolut keine Lust, jemanden zu sehen, und dann habe ich wohl einfach vergessen, diese Anweisung zu korrigieren.« Sie entzog ihm die Hand und schob sie in die Hosentasche. »Und mal abgesehen davon haben Sie ja offenbar täglich einen Bericht über meinen Gesundheitszustand eingeholt.«

»Wer hat das behauptet?«

»Die Schwestern. Sie meinten, da würde bei jedem Schichtwechsel ein geheimnisvoller Mann anrufen und sich nach meinem Befinden erkundigen.«

»Also, was daran geheimnisvoll sein soll, weiß ich nicht«, antwortete er.

»Ich kann also davon ausgehen, dass auch die Blumen von Ihnen waren, oder?«

»Ertappt.«

Sie lächelte nicht. »Es scheint so, als würde meine Liste mit den Dingen, für die ich mich bei Ihnen zu bedanken habe, immer länger.«

Ihre Reaktion brachte ihn aus der Fassung. »Verärgert Sie das?«

»Wie bitte?« Sie schien sichtlich durcheinander. »Nein ... so habe ich es ganz und gar nicht gemeint. Es tut mir leid, wenn das so geklungen hat.«

Sie schenkte ihm ein zögerliches Lächeln und schlang die Arme um sich.

»Sie halten mich bestimmt für eine furchtbare Person, vor allem nachdem Sie so viel für mich getan haben.«

»Vielleicht liegt hier das Missverständnis. Ganz offenbar glauben Sie, dass Sie mir zu Dank verpflichtet sind.«

»Aber natürlich bin ich das«, meinte sie hartnäckig. »Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Nun passen Sie mal auf, wir müssen da mal etwas zwischen uns klären. Ich bin kein Held. Ich war einfach nur rein zufällig zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Und ich hab nichts anderes gemacht, als was jeder andere auch getan hätte.«

»Ich bezweifle, dass es hier überhaupt noch einen gibt, der es geschafft hätte. Vern hat mir erzählt ...«

»Ah, daher weht der Wind. Vern erzählt furchtbar gern Geschichten. Das Problem ist: Je öfter er sie wiederholt, desto abenteuerlicher klingen sie. Er hatte ja einige Wochen Zeit, sie entsprechend auszuschnüffeln. Vermutlich hat er es mit der Wahrheit wieder mal nicht so genau genommen.«

»Und was soll ich jetzt Ihrer Meinung nach tun? So tun, als wäre es das Allernormalste auf der Welt, was da geschehen ist?« Sichtlich frustriert verlagerte sie ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen und wippte dann wieder zurück. »Was ist denn daran so falsch, wenn ich Ihnen dafür danken möchte, dass Sie mir das Leben gerettet haben?«

Adam fragte sich, wieso er es ihr nicht ganz abnahm, dass ihre Dankbarkeit tatsächlich so groß war. »Gut, gern geschehen. Und jetzt, da wir das geklärt hätten ...«

»Und das war's dann?«

»Na gut, Sie wollten wohl etwas anderes hören. Warum sagen Sie denn nicht einfach, um was es Ihnen eigentlich geht?«

»Ich möchte ... ich denke, ich sollte meine Dankbarkeit auch durch irgendetwas zeigen.«

Adam sah sie genau an und registrierte sehr wohl die unscheinbare, graue Jogginghose und Jacke sowie die Tatsache, dass sie keinerlei Schmuck trug, obwohl sie durchstochene Ohrläppchen hatte. Ihre Blick hatte etwas Herablassendes, das sie zu kaschieren suchte, indem sie sich vergeblich bemühte, ihn von Gleich zu Gleich zu behandeln. Auch wenn man ihr das im Moment nicht ansah, war Miranda Dolan offensichtlich einen privilegierten

Lebensstil gewohnt. Adam kannte diese Sorte, schließlich war er unter ihnen aufgewachsen. Und deswegen kam ihm eine provokante, fast schon komische Idee.

»Sie könnten mich zum Abendessen einladen.«

Ihrem kurzen Zögern nach hatte Adam ganz offensichtlich den Nerv getroffen.

Am liebsten hätte er laut losgelacht. Wenn sie etwas partout nicht wollte, dann mit ihm ausgehen.

»Nun?«, insistierte er.

»Und wo möchten Sie gern essen?«

»Ich habe gehört, im Heritage House soll die Küche sehr gut sein.« Er senkte seinen Blick in der Hoffnung, entsprechend bescheiden zu wirken. »Das behaupten zumindest eine Menge Leute, für die ich arbeite.« Tatsächlich gehörte das Lokal seit langem zu den Lieblingsrestaurants seiner Familie. Man hatte ihn bereits im Kindesalter dort eingeführt, als er das Ambiente und die gute Küche noch gar nicht zu schätzen wusste.

»Dann also das Heritage House«, erwiderte sie. »Passt es Ihnen am Freitag?«

Entweder liebte sie Herausforderungen, oder sie war doch nicht so total versnobt, wie er dachte.

»Freitag passt wunderbar.«

»Soll ich Sie abholen?«

»Das brauchen Sie nicht, ich ...«

Miranda lächelte. Es war nicht gerade ein strahlendes Lächeln und erreichte ihre Augen nicht, aber es veränderte ihr Gesicht. Diese Verwandlung weckte Adams Neugierde.

»Gut, warum nicht?«, meinte er nach abermaligem Überlegen. »Egal, welches Auto Sie fahren, es ist wahrscheinlich besser geeignet als mein Laster.«

»Gut, dann also bis Freitag.« Sie drehte sich um und machte sich auf den Rückweg.

»Eigentlich sehen wir uns ja noch heute am späteren Vormittag«, rief er ihr nach, »ich soll nämlich in Ihrem Haus ein paar Reparaturen durchführen.«

Sie wandte sich ruckartig um. »Seit wann das denn? Ich bin gerade bei Vern gewesen, und er hat kein Wort über irgendwelche Reparaturen verloren.«

Auf eine so heftige, ja geradezu panikartige Reaktion war er nicht gefasst gewesen. »Er hat es wahrscheinlich vergessen. Falls Sie damit ein Problem haben, wenn ich heute komme, dann ziehe ich einfach ein paar andere Dinge vor und komme dafür morgen.«

»Es geht nicht nur um heute oder um irgendeinen anderen Tag. Vormittags schlafe ich meistens sehr lange.«

Vern hatte ihn bereits vorgewarnt, dass so etwas passieren könnte: Miranda verteidige ihre Privatsphäre geradezu fanatisch, sie sei eine ziemliche Einzelgängerin. Seit sie vor sechs Monaten sein Haus gemietet hatte, hatte ihr Wagen jedes Mal in der Auffahrt gestanden, wenn er am Haus vorbeifuhr. Er sah sie nur dann, wenn sie den Scheck für die Miete in sein Büro brachte. Noch mehr verriet den Reaktionen der Einheimischen, als sie erfuhren, dass sie beinahe ertrunken war. Kein Einziger konnte sich daran erinnern, sie jemals gesehen zu haben.

»Ursprünglich war ja geplant, dass ich mit den Arbeiten in Ihrem Haus fertig bin, bevor man Sie aus dem Krankenhaus entlässt. Ich bin davon ausgegangen, mir würde dafür

noch eine Woche bleiben.«

»Ach, deswegen haben Sie ständig angerufen und sich nach mir erkundigt?«

Sie konnte ihre Gefühle gut verbergen, aber wiederum nicht gut genug, denn er bemerkte sehr wohl einen Anflug von Enttäuschung. »Ich hätte nicht jeden Tag anrufen müssen, um zu erfahren, wann Sie entlassen werden. Ich habe das aus Interesse getan.«

Miranda neigte den Kopf nach hinten und starrte in den Himmel. »Und wie lange werden diese Reparaturen Ihrer Meinung nach dauern?«

»Das meiste ist nur Kleinkram und sollte in ein oder zwei Tagen erledigt sein. Es sei denn, ich entdecke, dass es noch mehr zu tun gibt, außer ein paar Risse und Löcher zu kitteln. Aber genau weiß ich das auch erst, wenn ich mir dort alles angesehen habe.«

»Beim letzten Regen sickerte in der Küche etwas Wasser durch«, räumte sie ein.

»Sehen Sie, dabei hatte ich zum Beispiel überhaupt nicht vor, dort etwas zu reparieren.«

Er war versucht, den Abstand zwischen ihnen zu verringern, doch sie fühlte sich offenbar in einer gewissen Entfernung von ihm wohler. Sie antwortete nicht sofort. »Und um welche Uhrzeit heute Vormittag?«

»10.30 Uhr? Oder um elf?«

Noch bevor sie antworten konnte, wurde sie durch Geräusche an der Vorderseite des Hauses abgelenkt. Kurz darauf tauchte eine junge Frau auf einem Mountainbike auf.

»Verdammt noch mal, Adam – du hast geschworen, du bist fertig, wenn ich komme.« Sie legte eine staubige Bremsung hin und hielt nur wenige Zentimeter vor Adams Füßen, lehnte sich nach vorn und gab ihm einen freundlichen Klaps auf den Arm.

Adam legte seine Hand auf ihren Sturzhelm und drehte Susan in Richtung Miranda. »Susan Lansky ... Miranda Dolan.«

Susan musterte Miranda kurz, aber intensiv. Das Ganze passierte so schnell, dass Miranda sich fragte, ob sie sich da nicht etwas eingebildet hätte. Wie auch immer, jedenfalls war ihr nicht klar, ob sie sich geschmeichelt fühlen sollte, dass Susan sie als Rivalin ansah, wenn es um Adams Aufmerksamkeit ging, oder aber deprimiert, weil diese doch nur ein flüchtiges und oberflächliches Interesse zeigte.

»Mensch, tut mir leid«, meinte sie zu Miranda. »Ich wusste nicht, dass Adam Besuch hat. Ich muss Ihr Auto übersehen haben.«

»Ich bin vom Büro Ihres Vaters zu Fuß gegangen.«

Anscheinend ging Susan nun ein Licht auf. »Oh, jetzt weiß ich, wer Sie sind. Sie sind bestimmt hier, um Adam dafür zu danken, dass er Ihnen das Leben gerettet hat.«

»Susan«, stöhnte Adam.

Miranda hatte gar nicht gewusst, dass Vern Lansky eine Tochter hatte. Aber sie hatte schon längst aufgehört, sich um die Kinder anderer Leute zu kümmern. »Nun ja, genau deswegen bin ich eigentlich gekommen. Aber Adam scheint wohl der Meinung zu sein, dass die Sache nicht wichtig genug ist und ich kein Recht habe, mich dafür entsprechend zu bedanken.«

»Er ist halt so«, erklärte Susan. »Machen Sie sich bloß nichts draus, sonst werden Sie verrückt.«

»Ich habe angenommen, du würdest auf dem Weg hierher Jason abholen«, meinte

Adam zu Susan.

Wenn er Susan nicht endlich zum Schweigen brachte, würde sie Miranda noch erzählen, er sei übers Wasser gegangen, um sie zu retten.

»Er meinte, ihm sei heute nicht nach Radfahren.«

»Wie sah er aus?« Er versuchte die Frage so beiläufig wie möglich klingen zu lassen, aber wenn es um seine Sorge bezüglich Jason ging, konnte er Susan nicht täuschen.

Susan lehnte sich auf ihrem Sitz zurück. »Müde.«

»Ich denke, ich geh mal zu ihm rüber, bevor wir losziehen. Du kannst ja hier bleiben, falls du willst. Ich habe Kaffee und Bagels.«

»Pfui Teufel – bloß nicht wieder diese pappigen Dinger, die du letzte Woche in Fort Bragg gekauft hast.«

Miranda hatte das Gefühl, dass sie aus dem Kreis, den sie zu dritt gebildet hatten, plötzlich ausgeschlossen war. Nicht etwa, dass Adam und Susan sie bewusst ignoriert hätten. Es war vielmehr das Thema, dieser Jason, der sie nun beschäftigte. Adam war sichtlich um seinen Freund besorgt. Miranda, die eigentlich gehen wollte, zögerte mit dem Verabschieden, denn sie wollte das Gespräch nicht unterbrechen.

Adam wandte sich an Miranda, als hätte er ihr Unbehagen gespürt. »Tut mir leid. Ich hätte natürlich auch Ihnen Kaffee anbieten sollen. Und natürlich sind Sie auch auf einen Bagel eingeladen, falls Sie das Risiko nach Susans harscher Kritik noch eingehen wollen.«

»Danke, aber ich habe schon gefrühstückt. Und außerdem muss ich jetzt wirklich los. Ich war lange genug unterwegs, ich habe heute Vormittag noch eine Menge zu tun.«

Das war zwar gelogen, aber es klang überzeugend, sogar für sie selbst.

»Dann also bis später«, meinte er.

»War nett, Sie kennen zu lernen«, warf Susan dazwischen.

»Gleichfalls«, antwortete Miranda automatisch und ging die Einfahrt entlang Richtung Straße.

Das war das Angenehme an Manieren, man konnte damit diese schrecklichen Gesprächspausen mit oberflächlichen, höflichen Phrasen überbrücken. Aber das war auch schon alles, wozu Manieren taugten. Es war ein Fehler gewesen, sich auf das Abendessen mit Adam einzulassen. Denn über was sollten sie sich unterhalten, mal abgesehen von irgendwelchen höflichen Banalitäten? Statt der korrekten Danksagung könnte es ein Abend werden, den Adam am liebsten ganz schnell vergessen wollte.

Miranda beugte sich über die Spüle und schob den Küchenvorhang beiseite. Es war mittlerweile schon Viertel nach zwölf und Adam weit und breit nicht zu sehen. Das überraschte sie gar nicht. Als sie ihr Haus in Denver bauten, war in den gut zwölf Monaten kein einziger Arbeiter pünktlich gewesen. Keith ging mit diesen Verspätungen und Terminabsagen wie mit allem um, also mit einer ärgerlichen Nachsicht und Toleranz.

Bisweilen war seine scheinbare Gleichgültigkeit diesem ihrer Meinung nach doch sehr unprofessionellen Verhalten gegenüber mindestens so frustrierend wie die Verspätungen der Handwerker selbst. Diese Art von Toleranz war ihr schon sehr früh von ihrem Vater ausgetrieben worden. Sie war sein Lieblingskind, sie war die Gefügige, die stundenlang

Klavier übte oder nächtelang durchpaukte, um die besten Noten nach Hause zu bringen. Und falls sie sich entsprechend angestrengt hatte und er guter Laune war, kam es schon einmal vor, dass er lächelte und ihre Leistungen lobte – im Gegensatz zu denen ihrer Geschwister.

Sie war viel zu jung gewesen, um zu erkennen, dass die unglaublichen Anstrengungen, mit denen sie versuchte, ihrer Rolle als Lieblingskind gerecht zu werden, sie gleichzeitig zur Außenseiterin machten. Während ihre Geschwister aus purem Überlebenswillen instinktiv lebenslange Bande knüpften, hatte sie den falschen Weg eingeschlagen.

Sie konnte ihren Vater sehr leicht zufrieden stellen, vorausgesetzt, sie tat das, was er von ihr erwartete. Es entkam ihm kein Lächeln bei ihrer Hochzeit und auch keines bei der Geburt ihrer Tochter, aber er strahlte, als sie das Juraexamen bestand. Anfangs sah es so aus, als sei Keith' Entscheidung, zu Hause zu bleiben und sich um die gemeinsame Tochter zu kümmern, während Miranda sich auf ihre Karriere konzentrierte, die absolut perfekte Entscheidung.

Was sie dabei vergessen hatten, war, wie andere auf diese unorthodoxe Lösung reagieren würden. Bald hielten ihn die Kollegen aus ihrer Rechtsanwaltskanzlei, egal ob Mann oder Frau, für einen Exoten. Und in den Augen ihres Vaters war Keith ohnehin nicht von ihresgleichen. Die negative Haltung der anderen gegenüber Keith zeigte sich zwar auf subtile Weise, aber sie war stets präsent.

Und zu ihrer eigenen Schande musste Miranda gestehen, dass auch sie allmählich davon infiziert wurde. Natürlich war sie Keith anfangs unglaublich dankbar, dass er sein Büro nach Hause verlegte. Doch langsam wurde aus ihrer Dankbarkeit heimtückischerweise eine Art unterdrückter Verachtung.

Sie goss sich aus der Kanne noch eine Tasse Kaffee nach und ging dann zurück ins Wohnzimmer. Auf dem Tisch lag ein ordentlich gefächerter Stapel Zeitschriften, die sie eigentlich längst entsorgen wollte. Darunter waren eine Menge Frauenzeitschriften, aber auch Magazine wie People und Us, allesamt über ein Jahr alt. Sie hatte sie sozusagen zum Haus dazubekommen, denn die Vormieter hatten sie hinterlassen.

In einigen fehlten diverse Seiten, und ausgerechnet immer jene, auf denen die Fortsetzung der Artikel stand, die sie zu lesen angefangen hatte. Vielleicht hatten die Leute in den Layoutabteilungen der Zeitschriftenverlage ein heimliches und perverses Vergnügen daran, ausgerechnet Kochrezepte und Bestellcoupons auf den Rückseiten der Titelgeschichten zu platzieren.

Seit sie in Mendocino lebte, war sie über das Leben der Richter am Obersten Gerichtshof ebenso gut informiert wie über das der Rockstars. Sie hatte erfahren, wie man Tapeten wechselte, eine kaputte Toilette reparierte und wie man dreißig Weihnachtsgeschenke unter zehn Dollar selbst herstellte.

Nur gab es in ihrem Leben inzwischen bei weitem keine dreißig Menschen mehr, für die sie Weihnachtsgeschenke parat haben musste. Früher war das anders gewesen, allerdings waren das nicht Menschen jenes Schlages gewesen, die man mit selbst gemachten Platzdeckchen oder Hauspantoffeln beglücken konnte. Ihre Freunde und Kollegen gehörten jener Schicht an, die eher Geschenke wie etwa einen Designeraschenbecher oder einen klassischen Briefbeschwerer schätzten.

Das letzte Weihnachten war an Miranda praktisch spurlos vorübergegangen, und sie hatte nicht ein einziges Mal deswegen einen Laden aufgesucht. Sie hatte sogar die Lebensmitteleinkäufe gestrichen und stattdessen die ohnehin schon mageren Vorräte in ihrem Küchenschrank aufgebraucht, sich von Popcorn und einigen Löffeln Erdnussbutter ernährt, bis nur noch eine Dose Anchovis übrig war, die Keith früher immer für seinen Salat Caesar gebraucht hatte.

Sie hatte die Läden nicht wegen der Dekorationen, der Geschenkekörbe, der Regale voller Preiselbeersauce, Kürbiskonserven oder Fleischfüllungen gemieden. Sie mied sie wegen der vorherrschenden guten Laune. Sie brachte es einfach nicht fertig, das Lächeln der Verkäufer zu erwidern. Ihr war schon das freundliche Nicken der Leute auf der Straße zu viel. Warum war deren Welt vollkommen in Ordnung, während ihre sich in völliger Unordnung befand? Sie wollte mit den Glücksgefühlen der Menschen nichts zu tun haben. Lieber fiel sie in dieses Gefühl der Gleichgültigkeit zurück oder gar in jene Art der Betäubung, mit der sie die ersten sechs Monate überlebt hatte. Nichts war schlimmer als diese unerbittliche Leere.

Zumindest nicht, bis es spätnachts wurde und schon wieder eine Stunde verfliegen war. Und das Telefon sie dazu zwang, mit einem angemessenen Tonfall in der Stimme zu antworten und sich entsprechend zu verhalten, um vorzugaukeln, dass sie sich auf dem Weg der Besserung befand. Dann saß sie in der Ecke des grünweißen Sofas, auf dem es sich Jenny so gern zum Lesen bequem gemacht hatte. Dann lauschte sie mütterseelenallein im Dunkeln dem Ticken der Standuhr im Flur, das wie ein Echo ihrer Herzschläge klang. Inzwischen waren das die einzigen Geräusche im Haus. Früher hatte sie sich über den Lärm beschwert, wenn sie sich auf ihre Arbeit konzentrieren musste, die sie regelmäßig mit nach Hause brachte. Die betäubende Stille konfrontierte sie mit jener Angst, die sie im Haus gefangen hielt, weil sie ihre Schuldgefühle nicht loswurde.

Wenn sie durch die Zimmer wanderte, wurden die Erinnerungen noch schmerzhafter und nahmen unerträgliche Dimensionen an. Es war die Angst, die sie während der Feiertage zu einer Gefangenen im eigenen Haus machte. Was würde geschehen, wenn sie sich wieder nach draußen in die Welt wagte, sich in einem Laden zwischen den Regalen umdrehen würde oder über einen Fußgängerweg ging und dort plötzlich ein achtjähriges Mädchen mit goldblonden Haaren und Sommersprossen sah?

Sie verließ Denver zwei Tage nach Weihnachten. Es war weniger eine Abreise als eine Flucht gewesen. Sie wollte nicht noch einmal mitbekommen, wie das Sonnenlicht das Haus durchflutete. Sie ging ins Schlafzimmer, raffte wahllos Kleidungsstücke zusammen, ohne darauf zu achten, ob sie zusammenpassten oder für die Jahreszeit geeignet waren, packte sie in eine Sporttasche aus Nylon, die Keith gehört hatte, und verließ das Haus.

An die Fahrt selbst hatte sie nur noch vage Erinnerungen. Sie machte einen Zwischenstopp in Salt Lake City. Wegen eines Schneesturms musste sie warten, bis die Straßen wieder passierbar waren. In einem Lebensmittelladen in Nevada standen Spielautomaten, auf einer Plakatwand in Oregon hing die Werbung für ein Beerdigungsinstitut. Als sie Mitte Januar nach Mendocino kam, war das nicht ihr Ziel, sondern einfach das Ende ihres Weges. Ihr war das Benzin ausgegangen und auch die Energie weiterzufahren. Und genau in diesem Moment entdeckte sie Verns Schild: »Haus